

POLYLOGE

Materialien aus der Europäischen Akademie für
psychosoziale Gesundheit
Eine Internetzeitschrift für „Integrative Therapie“

06 / 2006

Herausgegeben von:

Univ.-Prof. Dr. Dr. Dr. **Hilarion G. Petzold**, Freie Universität Amsterdam, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen, Donau-Universität Krems, Institut St. Denis, Paris

In Verbindung mit:

Dr. med. **Dietrich Eck**, Dipl. Psych., Hamburg, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Prof. Dr. med. **Anton Leitner**, Zentrum für psychosoziale Medizin, Donau-Universität, Krems
Univ.-Prof. Dr. phil. **Liliana Igrić**, Universität Zagreb

Univ.-Prof. Dr. phil. **Nitza Katz-Bernstein**, Universität Dortmund

Dipl.-Päd. **Bruno Metzmacher**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf

Dipl.-Sup. **Ilse Orth**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf

Prof. Dr. päd. **Waldemar Schuch**, M.A., Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Prof. Dr. phil. **Johanna Sieper**, Institut St. Denis, Paris, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Lic. phil. **Lotti Müller**, MSc, Zürich, Stiftung Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Rorschach

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Düsseldorf/Hückeswagen.

www.fpi-publikationen.de/polyloge

**Arbeit mit der „Familie im Kopf“ - die
„repräsentationale Familie“ als Grund-
lage integrativer sozialpädagogischer,
familienpsychologischer und -
therapeutischer Arbeit**

**Hilarion G. Petzold, Düsseldorf
(2006v)**

Zusammenfassung:

Arbeit mit der „Familie im Kopf“ - die „repräsentationale Familie“ als Grundlage sozialpädagogischer, familienpsychologischer und -therapeutischer Arbeit

Familien werden nicht nur als ein „äußeres“ soziales Netzwerk betrachtet, sondern auch als eine „innere“ *repräsentationale Realität*, die Menschen „im Kopf“ haben. An diesen mentalen Repräsentationen von Werten, Kulturen des Denkens, Fühlens, Wollens, Handelns, Kommunizierens gilt es zu arbeiten, wenn man das Verhalten von Familien und von Einzelnen in ihren Familien, bzw. die Nachwirkungen von familialen Einflüssen auf den Einzelnen auch ausserhalb der Familie verändern will. Der Integrative Ansatz solcher Arbeit wird vorgestellt.

Summary:

Working with the „Family in your Head“ – the „Representational Family“ as Basis for Socio-educational, Familypsychological and -therapeutic Interventions

Families are not only seen as an „external“ social network, but also as an internal *representational reality*, that are on „peoples minds“. These mental representations of values, cultures of thinking, feeling, volition, action and communicating have to be focussed when behaviour of families or the consequences of influences from the family on individuals in families or outside of them shall be changed. The integrative approach of this kind of work is presented.

Keywords: mental representations, representational family, family work, social network, integrative therapy

Die Forschungsergebnisse der Entwicklungspsychologie, insbesondere der Longitudinalforschung (Rutter, Hay 1994; Verhulst 2003) bestätigen die Bedeutung der Familie – nicht nur für den Frühbereich der Kindheit (Papoušek 2006), sondern für die gesamte *Lebensspanne*, Erwachsenenleben und Senium (Petzold 2004a, 2005a), und dabei sind nicht nur die Eltern für die Familie wichtig, sondern auch die Großeltern, Wahl Eltern, Nenn tanten, PatInnen etc. Die Großfamilie („extended family“) ist, wo sie vorhanden und funktionierend, ist ein tragfähiges Netz. Wo sie fehlt, sind die familialen und sozialen Netzwerke oft schwächer und ressourcenärmer. Familien sind in der Regel die Kernzone der sozialen Netzwerke von Menschen, die wir – betrachten wir sie in der Zeit - „Konvoi“ nennen. Wir fahren ja nicht alleine auf der Lebensstraße sondern haben die Menschen unseres Netzwerkes als Begleiter, als „Konvoi“. Familie – große wie kleine – sind in der Tat komplexe soziale „Systeme“. Die Systemmetapher scheint auf den ersten Blick griffig, auf den zweiten wird sie eher abstrakt, besonders wenn man auf kybernetische und biologische Systemtheorien zurückgreift, die mit den *sozialen Realitäten* in Familien wenig zu tun haben. (Hier werden häufig Kategorienfehler gemacht, denn Soziales lässt sich nicht gänzlich mit der Kybernetik erklären). Deshalb werden Rekonkretisierungen, - d.h. Rückübersetzungen ins Szenische - notwendig, um den oft großen Abstand zwischen der theoretischen Modellierung und der interventiven Praxis zu verringern. Es geht ja *nicht nur* um die *systemische* Seite kommunikativer und regulativer Prozesse, - obgleich diese unverzichtbar ist, denn Familien haben natürlich System- und Netzwerkqualitäten - , es geht um interpersonale Qualitäten, um intersubjektive Beziehungen, Affiliationen, Bindungsqualitäten (Petzold, Müller 2005) etc. Familien werden nicht nur als ein „äußeres“ soziales Netzwerk von Beziehungen betrachtet, sondern auch als eine „innere“ *repräsentationale Realität*, die Menschen „im Kopf“ haben. An diesen mentalen Repräsentationen von Werten, Kulturen des Denkens, Fühlens, Wollens, Handelns, Kommunizierens gilt es zu arbeiten, wenn man das Verhalten von Einzelnen in ihren Familien und von Familien insgesamt, von Familienkonvois verändern will. *Familienkonvois sind Gemeinschaften in der Zeit*. Sie haben Geschichte und generieren Geschichte.

Familiengeschehen hat narrative Qualitäten. Es wird erzählt, sprachlich tradiert - das darf nicht übersehen werden und wurde von Freud mit der Idee des „Familienromans“ erkannt. Erzählungen, Geschichten mit ihren Atmosphären, Wertungen, Bewertungen, Abwertungen, erfüllt von Wahrheit und Lüge, von Legenden, Phantasien, von Gefühlen wie, Angst und Sorge, Liebe und Hass real vollzogen und gegenwärtig erlebt sind durch Erinnern „*mental repräsentiert*“ (kognitiv, emotional, volitional). Geschichten haben Wirkungen und Nachwirkungen in Familien bzw. familienähnlichen Systemen. Sie sind in jedem einzelnen zerebralen Gedächtnis jedes einzelnen Angehörigen des Familiensystems aufgehoben und dadurch zugleich in einem „kollektiven Gedächtnis“ gemeinsamer Erinnerungen und Erinnerungsstücke, eben weil es eine „gemeinsame Geschichte“ gibt. Diese bestimmt aktuelle Interaktionen, Vergangenheitsrepräsentationen und antizipatorische Erwartungsprojektionen der Einzelnen in einzigartiger Weise, bestimmt aber auch das Miteinander der Gemeinschaft in differentiellen Erinnerungsverknüpfungen, abhängig vom Alter, Gender, Status der Mitglieder, ihrer Eingebundenheit oder Randständigkeit. Das „System“ hat Gedächtnis über die mnestischen Archive der Gehirne seiner Mitglieder als Subjekten und über die von diesen hervorgebrachten Dokumente (Alben, Fotos, Filme, Aufzeichnungen etc.). Es produziert in komplexen Prozessen der „Mentalisierung“¹ (Petzold 2005t, Petzold, van Beek, van der Hoek 1994) beständig Realität in seinen aktuellen Interaktionsprozessen. Vor einem solchen Verständnishintergrund erfordert Familienarbeit „Arbeit an der Familiengeschichte“ und sorgfältige Beobachtungen aktuellen Verhaltens in Familien - keine Aufstellungsmagie. Es werden dafür Formen *narrativer Biographiearbeit* (Petzold 2001b) wichtig – in der Kindertherapie (Petzold 1987a, 1995a,b) wie in der Arbeit mit Erwachsenen (Petzold, Orth 1985) oder mit alten Menschen (Petzold, Müller 2005).

Das vollzogene Familienleben, seine Geschichte und Gegenwart und die in ihr produzierten Zukunftsentwürfe und -visionen (Pläne, Hoffnungen, Befürchtungen) erfordern deshalb eine Hermeneutik des Szenisch-Atmosphärischen (idem 1988 a,b, 2001b), die die aus Beobachtungen gewonnenen oder in diagnostischen Experimenten evozierten, mit Bildern und anderen kreativen Medien erschlossenen Materialien auswertet. Dadurch werden Einflüsse der Enkulturation, Sozialisation und Ökologisation (Petzold 2006j) auf die Familie und die dadurch hervorgebrachte „Familienkultur“ in ihren Problemen, Ressourcen und Potenzialen, ihren funktionalen und dysfunktionalen Prozessen erfasst und die Informationen gewonnen, die für die Familie und für ihre Begleiter, Berater, TherapeutenInnen für etwaige Veränderungen erforderlich sind. Den Stilen des *Wollens* und *Fühlens* in Familien als zentralen Momenten der Familienkultur gilt es besondere Aufmerksamkeit zu schenken, Stilen wie Offenheit und Verslossenheit, des Umgangs mit Macht, mit Schuld, mit Scham mit Unrecht und Gerechtigkeit (Petzold 2003d) – zentrale Themen familialer Kultur.

¹ » Unter **Mentalisierung** verstehe ich aus der Sicht der Integrativen Therapie die *informationale Transformierung* der konkreten, aus extero- und propriozeptiven Sinnen vermittelten Erlebnisinformationen von erfahrenen Welt-, Lebens- und Leibverhältnissen, die Menschen aufgenommen haben, in *mentale Information*. Die Transformierung geschieht durch *kognitive, reflexive* und *ko-reflexive* Prozesse und die mit ihnen verbundenen Emotionen und Volitionen auf *komplexe symbolische Ebenen*, die Versprachlichung, Analogisierungen, Narrativierungen, Mythenbildung, Erarbeitung vorwissenschaftlicher Erklärungsmodelle, Phantasieprodukte ermöglichen. Mit fortschreitender mentaler Leistungsfähigkeit durch Diskurse, Meta- und Hyperreflexivität finden sich als hochkulturelle Formen *elaborierter Mentalisierung, ja transversaler Metamentalisierung* künstlerisch-ästhetische Produktion, fiktionale Entwürfe, wissenschaftliche Modell- und Theorienbildung sowie aufgrund geistigen Durchdringens, Verarbeitens, Interpretierens, kognitiven und emotionalen *Bewertens* von all diesem die Ausbildung ethischer Normen, die Willensentscheidungen und Handlungen regulieren können. Prozesse der *Mentalisierung* wurzeln grundsätzlich in (mikro)gesellschaftlichen Ko-responzenzprozessen zwischen Menschen, wodurch sich individuelle, *intramentale* und kollektive, *intermentale* „Repräsentationen“ unlösbar verschränken (Vygotskij, Moscovici, Petzold). Je komplexer die Gesellschaften sind, desto differenzierter werden auch die *Mentalisierungen* mit Blick auf die Ausbildung komplexer Persönlichkeiten und ihrer Theorien über sich selbst, ihrer „theories of mind“. Und desto umfassender wird die Entwicklung komplexer Wissenschaftsgesellschaften selbst mit ihren Theorien- und Metatheorien neuro- und kulturwissenschaftlicher Art über sich selbst: *Hypermentalierungen*. Es entstehen auf diese Weise permanente Prozesse der *Überschreitung* des Selbst- und Weltverstehens auf der individuellen und kollektiven Ebene, eine *transversale Hermeneutik und Metahermeneutik* als unabschließbarer Prozess (Petzold 2000h)«.

Greifen wir das Thema Wollens heraus, die familiäre „*Willenssozialisation*“ durch das Bereitstellen von Imitationsmodellen für das Wollen oder durch kovolutive Prozesse im Vollzug gemeinsamer Willenshandlungen. Eltern und ältere Geschwister zeigen in ihren Willenshandlungen, wie das Wollen funktioniert, was man durch bewusste *Willensentscheidungen* und willentliche Ausdauerleistung, *Willenskraft*, erreichen kann. Sie binden das Kind immer wieder in gemeinsame Spiel- und Arbeitsaktionen ein, bei denen Ziele erreicht werden müssen, also koordinierte Willenshandlungen erfolgen, die vom Kind, unterstützt durch das Fungieren von Spiegelneuronen (Petzold 2002j; Stamenov, Gallese 2002) durch kovolutive Prozesse im Vollzug angeeignet werden können.

Oder nehmen wir als Beispiel für den Bereich der Emotionen ein Gefühl wie *Scham*. Sie ist einerseits genetisch angelegt und wird andererseits kulturspezifisch in der zwischenleiblichen und intersubjektiven Sozialisation durch die „emotionale Differenzierungsarbeit“ (Petzold 1995g) in emotionalen Sozialisationsprozessen entwickelt – zunächst im familialen Milieu, dann aber auch in anderen Sozialisationsagenturen. Das Kind erlebt über die interaktiven Prozesse in seiner Familie wie mit Scham oder Schuld und Schuldzuweisung umgegangen wird.

Nehmen wir ein Gefühl wie *Scham*. Sie ist einerseits genetisch angelegt und wird andererseits kulturspezifisch in der zwischenleiblichen und intersubjektiven Sozialisation durch „emotionale „Differenzierungsarbeit““ (Petzold 1995g) entwickelt – zunächst im familialen Nahraum. Das Kind erlebt über die interaktiven Prozesse in seiner Familie wie mit Scham oder Schuld und Schuldzuweisung umgegangen wird. Dabei sind die emotionalen Interaktionen zwischen den Eltern besonders wesentlich. Das Kind sieht und verinnerlicht, wie die „Großen“ es machen. Aber auch die Interaktion der Eltern zum Kind und zu den Geschwistern hin ist bedeutsam und prägt den Umgang der Geschwister miteinander. Über Identifizierung, Identifikation und kognitive/emotionale Bewertung (*appraisal, valuation*) werden Muster, Narrative zu Scham - Zeigen und Verbergen von Scham, Schamgrenzen, Schamanlässe, Schamintensitäten mental aufgenommen und leibhaftig in Mimik und Gestik „eingefleischt“. Familien geben ihre „Schamkultur“ auf diese Weise weiter, die – weil sie zumeist auch abhängig von der jeweiligen sozialen Lebenswelt sind - auch die Wertungen des übergeordneten, gesellschaftlichen Rahmens wiedergeben. Schamgefühle werden damit konstituierender Bestandteil persönlicher Identität als Niederschlag familialer und kultureller Schamkultur. Schamgefühle können quälend sein und höchst dysfunktional für familiales und ausserfamiliales Verhalten, denn sie behindern vertrauensvolle Beziehungen. Sie sind oftmals ein Fortschreiben von Familienatmosphären, von Familienkontexten in früh gebahnten Mustern aus Situationen der Beschämung/Bloßstellung. Ist Beschämung eine festgeschriebene Familienpraxis des Umgangs mit Scham, so muss mit der Bearbeitung dysfunktionaler Schamgefühle nicht nur auf den Patienten als Einzelperson zentriert werden, sondern es muss auch auf die „Familie im Kopf“ geschaut werden, die inneren Zensoren, die in realen biographischen Situationen der Zensurierung, Sanktionierung, Abwertung verinnerlicht wurden – im psychoanalytischen Sprachspiel spricht man von einem „strengen Über-Ich“. Stellen wir solche Strukturen mit semiprojektiven Techniken fest - etwa durch das Zeichnen der negativen Über-Ich-Bank, auf der die Richter und der positiven Bank, auf der wohlwollenden Besenker sitzen, (vgl. Petzold, Orth 1994) - , dann muss an der mentalen Repräsentation der familialen Beschämungssituation, wie sie „im Kopf“ archiviert ist, gearbeitet werden. Das kann durch mentale Techniken integrativer Imaginationsarbeit bzw. des katathymen Symboldramas (Katz-Bernstein 1990, Petzold 1972f) geschehen, aber auch durch die psychodramatische Inszenierung alternativer Szenen, in denen mit Scham anders umgegangen wird, als in der Herkunftsfamilie und ein Patient sich zu „entschämen“ lernt. So werden korrigierende oder alternative Erfahrungen (Petzold 2003a) möglich und dysfunktionale Muster „umgebahnt“. Sie werden durch neue Muster Selbstvertrauens und der Beziehungsgestaltung im emotionalen Umgang mit sozialen Situationen, die Schampotentiale bergen, ersetzt. Man kann sich anders verhalten, weil man durch die Therapieerfahrung anderes „im Kopf“ hat. Was hier exemplarisch am Thema Scham erläutert wurde, gilt natürlich auch für andere wesentliche Gefühlskonstellationen, die sich zwischen den familialen ProtagonistInnen der Sozialisation in der Primärgruppe inszeniert hatten, und archiviert wurden.

Besonders wichtig in der Arbeit mit der „repräsentationalen Familie“ wird eine Klärung der expliziten und impliziten Familienverständnisse, wie wir sie „in den Köpfen“ der einzelnen Familienmitglieder finden, und ein Abgleich von diesen inneren Vorstellungen mit der gelebten (und lebbar) Familienrealität, denn oft finden sich „in den Köpfen“ (etwa eines Elternteils) Modelle, die in der Realität weder gelebt werden noch möglich sind (etwa die Vorstellung einer mehrgenerationalen Großfamilie aus eigenen Kindertagen). Sie wirken aber dennoch interferierend in die Performanz des familiären Alltags hinein. Bei älteren Kindern und Jugendlichen und ihren mentalen Repräsentationen von Familie (Müller, Petzold 1998) finden sich oft erhebliche Divergenzen zu den elterlichen Vorstellungen, was virulente Störzonen ergeben kann. Für die integrative Arbeit mit Familien legen wir folgende Definition von „Familie“ zugrunde.

„Unter **Familie** kann eine **Polyade**, d. h. ein Gruppenverband miteinander verwandter oder verschwägerter, aber auch durch Adoption und stabile Wahlverwandtschaften verbundener Menschen verstanden werden, die in Wohn-, Lebens-, Werte- und ggf. Wirtschaftsgemeinschaften leben und durch dichte Netzwerkbeziehungen und ggf. freiwillig eingegangene rechtliche Fürsorgeverpflichtungen (notarielle Verträge, eingetragene Partnerschaften, o.ä.) miteinander einen Konvoi bilden. „Gute“ Familien bieten einen **Konvoi** von hinlänglicher Stabilität, in dem eine intensive Affiliationsqualität, ein Wir-Gefühl der Zugehörigkeit herrscht und *mentale Repräsentationen* der Familie als Gesamtgemeinschaft mit ihren Mitgliedern und ihren Traditionen und Werten Kognitionen *familialer Identität* möglich machen, die Sicherheit und Beständigkeit für das *persönliche Identitätserleben* bieten. Eine „gute“ **repräsentationale Familie** kann eine hohe Enttäuschungsfestigkeit haben und über die Existenz der zugrundeliegenden **realen Familie** hinaus einem Menschen Orientierung, Sinn und Trost bieten, genauso wie eine negative **repräsentationale Familie** Menschen ein Leben lang belasten kann, wenn ihre Auswirkungen nicht bearbeitet und verarbeitet werden können“.

Je intensiver die Qualität von Affiliationen (Petzold, Müller 2005) - Liebe, Verbundenheitsgefühl, Wertschätzung - ist und je größer die „geteilten mentalen Repräsentationen“ sind – d. h. die kognitiven, emotionalen und volitiven Muster (Petzold 2003b, Brühlmann-Jecklin, Petzold 2004) in der familialen Polyade -, desto höher ist deren „supportive Valenz“. Dabei spielt die Bindungswirkung genetischer Verwandtschaftsverhältnisse, wie die Evolutionspsychologie gezeigt hat (Buss 2004), durchaus eine Rolle und auch die Länge der Beziehungsgeschichte, besonders, wenn sie Zeiten primärer Vertrautheit (Kleinkindzeit) umfasst (Bischof 1985). Dennoch sind die aktuellen Lebensbedingungen von Familien in Gesellschaften – in all ihrer Vielfalt und Verschiedenheit - von hoher normativer und Verhalten bestimmender Kraft. Natur *und* Kultur sind die zu berücksichtigenden Einflussgrößen. Von einheitlichen Vorstellungen über das, was Familie ist, kann heute in der psychosozialen Arbeit aber auch in der Familientherapie (die zumeist an impliziten Bildern von traditionellen Familien orientiert ist) nicht mehr ausgegangen werden, u. a. weil in vielen Familien selbst davon nicht mehr ausgegangen wird – bewusst/explicit und mehr noch unbewusst/implicit. Die fungierend entstandenen oder intentional entschiedenen „Vorstellungen über Familie“, „Familienbilder“, die Menschen „im Kopf“ haben sind ähnlich wie „Menschenbilder“ handlungsleitend. Deshalb müssen sie für alle Beteiligten *explizit* und damit reflektierbar, bewertbar werden, weil sie nur dann intentional gestaltbar und ggf. veränderbar werden können. Familien müssen ihre Vorstellungen über Familie, ihr *repräsentationales Bild von Familie* – ihrer Familie – reflexiv erfassen, ihre *theory of family*“ zu Verfügung haben. Es müssen deshalb neue Wege der Arbeit mit Familien entwickelt werden, die die mentalen „Familienrepräsentationen“ zum Ausgangspunkt ihres Vorgehens machen, und ein Empowerment bereitstellen, in dem die *Familien selbst bestimmen können, was für eine Familie sie denn sein und werden wollen* und in welcher Art bzw. in welche Richtung sie ihre *Familienidentität* und *-kultur* entwickeln.

Sozialtherapeutische und -pädagogische, familienpsychologische und -therapeutische Arbeit heute muss zur „Selbstwirksamkeit“ (Flammer 1990) und „Souveränität“ (Petzold, Orth 1998a) von Familien in der ganzen Breite ihrer Selbstdefinition und ihrer kulturellen Kontexte beitragen. Deshalb müssen diese Dimensionen stärker in den Blick genommen werden. Wenn man Familienklimata und -kulturen verändern will, muss man sich darüber klar sein, dass man – ähnlich wie in der Therapie mit Einzelpersonen – „Gehirne verändern muss“ (Grawe 2004), denn Familien sind „communities of

brains“ (vgl. *Freeman* 1995), sind von gemeinsamen Kognitionen, Gefühlen, Willensregungen bestimmt. Wenn hier eine gute Synchronisation vorliegt, funktionieren Familien gut, wenn es aber an Kovolutionen, gemeinsamem Wollen fehlt, an gemeinsamen Zielen mangelt, wird es im alltäglichen Miteinander schwierig. Die Familienmitglieder müssen deshalb erfahren, was sie „im Kopf“ haben über ihre Familie, um auf diesem Boden einen gemeinsamen Willen, Kovolution, zu Umwertungen und aktiv-gewollter Umgestaltung und Umübung zu entwickeln und zu praktizieren, denn nur so werden neue Muster neuronal gebahnt und können durch die Wirkung von „Spiegelneuronen“ (*Stamenov, Gallese* 2003) und Prozessen „emotionaler Ansteckung“ wechselseitige Bekräftigungen erfolgen. Jede Form psychosozialer Arbeit in Sozial- und Familienpädagogik, Sozio- und Psychotherapie (auch im Einzelsetting) hat mit der „**repräsentationalen Familie im Kopf**“ zu tun und das ist mehr als „Elternimagines“. Es sind *Stile des Denkens, Fühlens, Wollens, Wertens*, wie sie aufgrund von sozialisatorischen Erfahrungen –in Familien und anderen Sozialisationsagenturen – ausgebildet wurden und sich im Lebensalltag inszenieren. Im Hintergrund steht die integrative Theorie der „sozialen Welten“ (*social worlds*).

» Unter *social world* verstehe ich die „von einer sozialen Gruppe ‘geteilte Perspektive auf die Welt‘, eine ‘Weltansicht‘ (mit ihren belief systems, Wertvorstellungen, Basisüberzeugungen im Mikro- und Mesobereich), eine ‘Weltanschauung‘ im (Makro- und Megabereich). Soziale Welten in Makrobereichen prägen etwa über einen ‘Zeitgeist‘ Mikro- und Mesobereiche entweder konformierend – man stimmt zu - oder divergierend – man lehnt sich auf, stemmt sich gegen die Strömungen des Zeitgeistes. « (*Petzold* 2000h).

In familialen Netzwerken können durchaus divergierende „social worlds“ wirksam sein, was sichtbar wird, wenn der Vater, Filialeiter in einer Bank, und sein adoleszenter Sohn, der in der Raver-Szene seinen Spaß sucht, Konflikte haben. Da „*treffen Welten aufeinander*“, divergierende Welten, die beide „im Kopf“ haben. Dieses Konzept phänomenologischer Soziologie liegt nahe bei dem sozialpsychologischen Konzept der „*répresentations sociales*“ (*Moscovici* 2000; *Marková* 2003)

» **Komplexe soziale Repräsentationen** – auch „**kollektiv-mentale Repräsentationen**“ genannt - sind Sets kollektiver Kognitionen, Emotionen und Volitionen mit ihren Mustern des Reflektierens bzw. Metareflektierens in polylogischen Diskursen bzw. Ko-responsenden und mit ihren Performanzen, d.h. Umsetzungen in konkretes Verhalten und Handeln. Soziale Welten als *intermentale* Wirklichkeiten entstehen aus *geteilten Sichtweisen* auf die Welt und sie bilden geteilte Sichtweisen auf die Welt. Sie schließen Menschen zu Gesprächs-, Erzähl- und damit zu Interpretations- und Handlungsgemeinschaften zusammen und werden aber zugleich durch solche Zusammenschlüsse gebildet und perpetuiert – rekursive Prozesse, in denen soziale Repräsentationen zum Tragen kommen, die wiederum zugleich narrative Prozesse *kollektiver Hermeneutik* prägen, aber auch in ihnen gebildet werden.

In dem, was sozial repräsentiert wird, sind immer die jeweiligen Ökologien der Kommunikationen und Handlungen (*Kontextdimension*) zusammen mit den vollzogenen bzw. vollziehbaren Handlungssequenzen mit repräsentiert, und es verschränken sich auf diese Weise Aktionale-Szenisches und Diskursiv-Symbolisches im zeitlichen Ablauf (*Kontinuumsdimension*). Es handelt sich *nicht* nur um eine repräsentationale Verbindung von Bild und Sprache, es geht um Filme, besser noch: dramatische Abläufe als Szenenfolgen oder - etwas futuristisch, aber mental schon real -, um *sequentielle Hologramme*, in denen alles Wahrnehmbare und auch alles Vorstellbare anwesend ist. Verstehensprozesse erfordern deshalb (*Petzold* 1992a, 901) eine diskursive und eine aktionale Hermeneutik in Kontext/Kontinuum, die Vielfalt konnektiviert und Bekanntes mit Unbekanntem verbindet und vertraut macht. « (*Petzold* 2000h)

In den kollektiven Repräsentationen betonen wir gegenüber dem traditionellen Ansatz von *Moscovici* stärker, dass in ihnen natürlich Individuen mit ihrer „*intermentalen* Wirklichkeit“ (*Vygotskij*) repräsentiert sind. Klar aber ist, dass es sich um Wissen von Kollektiven –Familien, Schulklassen, Peer-groups - handelt, um ihr Alltagswissen und ihre Erträge fachlichen Wissens, um spezifische *Themen* (*Moscovici* 2000; *Marková* 2003), die als gemeinsames Wissen vorhanden sind. Es gibt „*représentations sociales*“ von hohem Abstraktionsgrad und großer Reichweite und solche mit einem geringeren Geltungsrahmen, so dass ich Mikroformate (z.B. familiale), Mesoformate (etwa spezifisch für soziale Gruppen) und Makroformate (z. B. schicht-, ethnische-, kulturspezifische) soziale Repräsentationen unterscheide, was sich als durchaus nützlich.

In der „*intramentalen* Wirklichkeit“ von Individuen ist das Denken, Fühlen und Wollen von Kollektiven mit ihren relevanten Themen präsent. Das im Integrativen Ansatz so wesentliche Konzept der „Verkörperung“ wird durch die neueren Diskussionen und Arbeiten zur „leibhaftigen Dialogik“ (im Anschluss an *Bakhtin*, vgl. *Mihailovic* 1997) und zum „*embodied mind*“ (*Lakoff, Nuñez* 2001; *Nuñez, Freeman* 2000) unterstützt. Der Begriff „*mental*“ ist deshalb nicht als „Konstrukt der Vergeistigung“ sondern im Gegenteil als Konstrukt zu sehen, in dem Geist „verleiblicht“ und als „sozialer“ gedacht wird und der die in Prozessen „*komplexen Lernens*“ (*Sieper, Petzold* 2002) erfolgte und lebenslang erfolgende „Inkorporierung erlebter Welt“ umfasst, als mentale Bilder, bei deren Vorstellung auch die damit verbundenen Physiologien, aber auch die kollektiven soziokulturellen Wertungen aufgerufen werden: beim Gedanken an einen Konflikt das Gefühl des Ärgers, die Aufwallungen des Zornes und zugleich die kulturelle Norm eines angemessenen Ausdrucks – ein Hologramm des Erlebens.

» **Komplexe persönliche Repräsentationen** – auch **subjektiv-mentale Repräsentationen** genannt - sind die für einen Menschen charakteristischen, lebensgeschichtlich in *Enkulturation* bzw. *Sozialisierung* interaktiv erworbenen, d.h. emotional bewerteten (*valuation*), kognitiv eingeschätzten (*appraisal*) und dann verkörperten Bilder und Aufzeichnungen über die Welt. Es sind eingeleibte, erlebniserfüllte „mentale Filme“, „serielle Hologramme“ über „mich-Selbst“, über die „Anderen“, über „Ich-Selbst-mit-Anderen-in-der-Welt“, die die Persönlichkeit des Subjekts bestimmen, seine *intramentale* Welt ausmachen. Es handelt sich um die „subjektiven Theorien“ mit ihren kognitiven, emotionalen, volitiven Aspekten, die sich in interaktiven Prozessen „*komplexen Lernens*“ über die gesamte Lebensspanne hin verändern und von den „kollektiv-mentalen **Repräsentationen**“ (vom Intermentalen der Primärgruppe, des sozialen Umfeldes, der Kultur) nachhaltig imprägniert sind und dem Menschen als Lebens-/Überlebenswissen, *Kompetenzen* für ein konsistentes Handeln in seinen Lebenslagen, d.h. für *Performanzen* zur Verfügung stehen. « (*Petzold* 2002b)

Die Theorie der komplexen „*kollektiv-mentalen* bzw. *sozialen Repräsentationen*“ muss immer mit der der „*subjektiv-mentalen* bzw. *persönlichen Repräsentationen*“ verbunden betrachtet werden und vice versa, denn bei fehlender oder unzureichender *Passung* liegen hier erhebliche Konfliktpotentiale zu übergeordneten, die „Kultur“ bestimmenden „sozialen Repräsentationen“ hin bzw. zu anderen Menschen mit anderen „social worlds“ hin.

Für die Arbeit mit Familien, ihren Werten und Konflikten (*Petzold* 2003b) haben diese Konzepte, die an *Moscovicis* (2001) sozialpsychologische Konzepte und Forschungen anknüpfen, seine Vorstellungen, dass menschliches Verhalten von verinnerlichten kollektiven sozialen Regelwerken, ihren mentalen Repräsentationen bestimmt sind, große Bedeutung.

Auch im unmittelbaren Life-Kontakt mit „**realen Familien**“ sind diese mentalen Repräsentationen bei ihren Mitgliedern selbst präsent und wirksam. Sie müssen deshalb für die Arbeit in und mit familialen Netzwerken (*Hass, Petzold* 1999; *Müller, Petzold* 1998) berücksichtigt genutzt werden. In vielen Formen der Familientherapie wird übersehen, dass es auch an den mentalen Repräsentationen der Familie zu arbeiten gilt. Die Vielzahl der Techniken und Methoden, die der Integrative Ansatz als „entwicklungsorientierte Arbeit in der Lebensspanne“ (*Sieper* 2006) hier erarbeitet und erprobt hat - pantomimisch von Gruppenmitgliedern gestellte (*Petzold* 1969b) oder in Ton geformte Familienskulpturen (*Petzold, Sieper* 1993, 479), Netzwerkkarten (idem 1979c, *Hass, Petzold* 1999), projektive Bilder in Farben und Formen (*Müller, Petzold* 1998), Phantasiearbeit (*Petzold* 1971c, *Katz-Bernstein* 1990) und Arbeit an „mind maps“ bieten hier ein ausgezeichnetes Rüstzeug in diagnostischer und familientherapeutischer bzw. -beraterischer Hinsicht. Wir „stellen“ Familienkonstellationen und setzen sie in Bewegung (*Petzold* 1969c) – *Hellinger* hatte das „Familienstellen“ bei mir als eine psychodramatische Warm-Up-Technik als Teilnehmer an meiner Psychodrama-Gestaltbildungsgruppe 1970 in Wien kennen gelernt (und den Ansatz in seiner spezifischen Weise ausgebaut). Wir verwenden pantomimische Elemente in „persönlichen Skulpturierungen“ (*Petzold* 1988n, 466, 568ff), in denen ein Klient Person um Person die Mitglieder seines Familiennetzwerkes „verleiblicht“ und darstellt, um die emotionalen Qualitäten, die er von jedem Einzelnen erfahren hat und in sich trägt, sichtbar zu machen. Wir lassen mit Farben und Collagematerialien Familienbilder

herstellen, woraus die Bedeutsamkeit von Beziehungen und Subnetzwerken erkennbar werden und in ihrer emotionalen Gewichtung erfahren werden können. Repräsentationen von Negativitäten von Risiko und von Schutzfaktoren der Familie werden in solchen projektiven und semiprojektiven Darstellungen (Müller, Petzold 1998, 2003) sichtbar und einer Bearbeitung zugänglich. Man kann so seine „inneren Beistände“, „inneren Feinde“ (Petzold 1985t) und etwaige ambivalente Beziehungen in der eigenen Familie in den Blick bekommen und damit auch „in den Griff“, indem man ggf. Wertungen verändert, bislang nicht beachteten Positivpersonen einen höheren Stellenwert einräumt – *mental*, aber vielleicht auch *real* durch Aktivierung von Kontakten. Es wird ersichtlich, welche Qualitäten in der mentalen und realen Familie fehlen und welche Aus- und Nachwirkungen solche Mangel Erfahrungen hatten oder noch haben. Damit kann auch erarbeitet werden, ob solche Defizite durch neue Beziehungen, nach denen man, wenn sie ein ähnliches Defizit sieht, unterstützt durch die Therapie, aber auch durch die eigene Familie, bewusst sucht – bei KollegInnen, FreundInnen, NachbarInnen. Netzwerktherapie (Hass, Petzold 1999) wird hier wichtig, um durch eine neue, gute Realität erfahrener Positivbeziehungen die mentale Virtualität anzureichern.

Die Familien, die ein jeder von uns „im Kopf hat“, d. h. die Menschen, die man „im Sinn hat und im Herzen trägt“, die „repräsentationalen Familien“, verlassen uns nie, umgeben uns beständig in virtueller Weise und wirken auf uns – zumeist in stützender und schützender Weise, zuweilen mit negativen Einflüssen. Aber wir haben Gestaltungsspielräume durch unsere Möglichkeiten der präfrontalen kognitiven Einschätzung (*appraisal*) und limbischen emotionalen Bewertung (*valuation*) unserer Repräsentationen. Wir haben Wahlmöglichkeiten, welchen Menschen unserer „inneren Bevölkerung“ wir welchen Stellenwert einräumen wollen. Besonderes Gewicht hat im Integrativen Ansatz unsere Praxis, PatientInnen zu helfen, ihre Beziehungen zu pflegen und gute Freunde zu gewinnen, d.h. ihre Entscheidungen zu unterstützen, welche Menschen sie in ihre sozialen Netzwerke und realen Konvois einladen, einbinden, damit sie nicht nur auf der Realitätsebene Hilfe, Stütze, Freude sind, sondern auch auf der repräsentationalen Ebene verinnerlicht werden können und sie bereichern.

Literatur in Auswahl:

- Freeman, W.J. (1995): *Societies of Brains*. Mahwah NJ: Lawrence Erlbaum Associates.
- Freeman, W.J. (1999): *How Brains Make Up Their Minds*. London: Weidenfeld and Nicolson.
- Grawe, K. (2004): *Neuropsychotherapie*. Göttingen: Hogrefe.
- Hass, W., Petzold, H.G. (1999): Die Bedeutung der Forschung über soziale Netzwerke, Netzwerktherapie und soziale Unterstützung für die Psychotherapie - diagnostische und therapeutische Perspektiven. In: Petzold, Märtens (1999a) 193-272.
- Metzmacher, B., Petzold, H.G., Zaepfel, H. (1995): *Therapeutische Zugänge zu den Erfahrungswelten des Kindes. Integrative Kindertherapie in Theorie und Praxis*. Bd. I. Paderborn: Junfermann.
- Müller, L., Petzold, H.G. (1998): Projektive und semiprojektive Verfahren für die Diagnostik von Störungen, Netzwerken und Komorbidität in der Integrativen Therapie von Kindern und Jugendlichen. *Integrative Therapie* 3-4, 396-438
- Petzold, H.G. (1995a): Weggeleitet und Schutzschild: Arbeit mit protektiven Prozessen und sozioökologische Modellierungen in einer entwicklungsorientierten Kindertherapie. In: Metzmacher, Petzold, Zaepfel (1995) 169-280.
- Petzold, H.G. (1995b): Integrative Kindertherapie als sozialökologische Praxis beziehungsorientierter und netzwerkorientierter Entwicklungsförderung. In: Metzmacher, Petzold, Zaepfel (1996) 143-188.
- Petzold, H.G. (2006): Eine kommentierte Literaturliste. Bei www.fpi-publikationen.de/polyloge – POLYLOGE: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* – 01-2006.
- Petzold, H.G., Josić, Z., Erhardt, J. (2006): Integrative Familientherapie als „Netzwerkintervention“ bei Traumabelastungen und Suchtproblemen. Erw. von dies. 2003. In: Petzold, H.G., Schay, P., Scheiblich, W. (2006): *Integrative Suchtarbeit*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. 119-157.
- Petzold, H.G., Märtens, M. (1999a) (Hrsg.): *Wege zu effektiven Psychotherapien. Psychotherapieforschung und Praxis*. Band 1: Modelle, Konzepte, Settings. Opladen: Leske + Budrich.
- Sieper, J. (2006): INTEGRATIVE THERAPIE als „Life Span Developmental Therapy“ und „klinische Entwicklungspsychologie“ für Säuglinge, Kinder, Adoleszente, Erwachsene, Alte Menschen
- Stamenov, M.I., Gallese, V. (2002): *Mirror Neurons and the Evolution of Brain and Language*. Amsterdam John Benjamins Publishing Co.